

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **42 (1967)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen

und leben

in der

genossenschaft

Zum 45. Internationalen Genossenschaftstag

Am ersten Julisamstag eines jeden Jahres feiern die Genossenschaftler der ganzen Welt den Internationalen Genossenschaftstag. Ungeachtet der politischen und religiösen Einstellung und der Farbe und Rasse fühlen sich an diesem Tage Millionen von Frauen und Männern durch die Idee der Genossenschaftsbewegung ganz besonders verbunden. Ohne überheblich zu sein, dürfen wir alle mit Stolz auf eine erfolgreiche Entwicklung der Idee der genossenschaftlichen Selbsthilfe blicken und uns daran erfreuen.

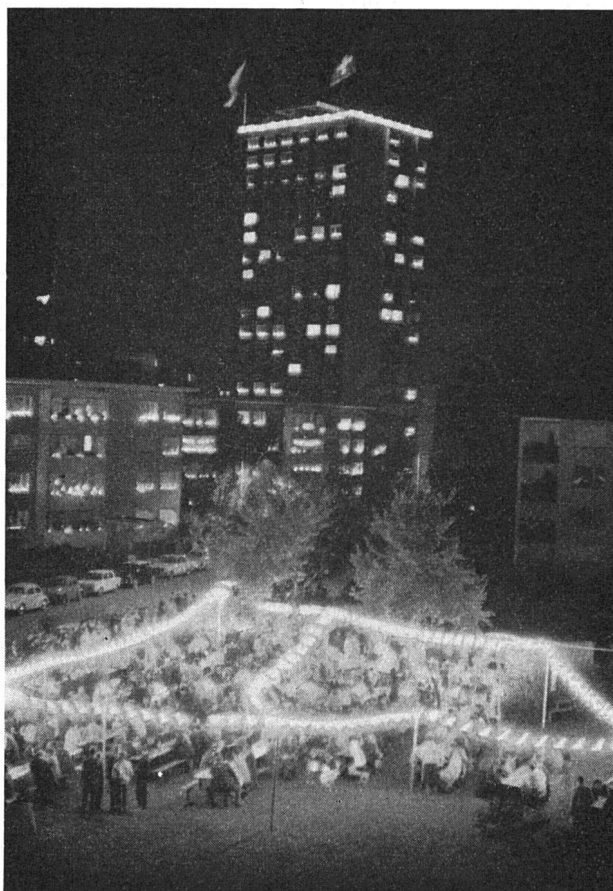
Auch die dem Schweizerischen Verband für Wohnungswesen angeschlossenen Bau- und Wohngenossenschaften werden in grosser Zahl den Internationalen Genossenschaftstag festlich begehen.

Man wird sich aber bei den verantwortlichen Organen der Genossenschaften an diesem Tage auch einige Gedanken über die Zukunft der Genossenschaftsbewegung machen müssen. Es kann nicht übersehen werden, dass trotz der erfolgreichen Entwicklung – oder vielleicht gerade deshalb – vieles verwässert und nicht mehr immer alles und überall den von uns gewünschten ideellen Zielen entspricht. Es wird notwendig sein, dass man versucht, genossenschaftliches Gedankengut wieder aufzuwerten, wobei man sich in Zukunft mehr als bisher bemühen muss, auch die Jugend für uns zu gewinnen. Wir begrüssen es deshalb sehr, wenn verschiedene Bau- und Wohngenossenschaften in den letzten Jahren begonnen haben, am Internationalen Genossenschaftstag einen speziellen Anlass für die Kinder der Mieter von Genossenschaftswohnungen zu organisieren. Es ist zu hoffen, dass sich diesen Bemühungen Jahr für Jahr mehr Genossenschaften anschliessen werden. Damit kommt die Jugend zu ihrem ersten Kontakt mit unserer Bewegung, und viele von ihnen werden sich auch nach Jahren noch gerne an die Stunden genossenschaftlicher Geselligkeit zurückerinnern und in irgendeiner Form mit der Genossenschaftsbewegung verbunden bleiben und teilweise sich selbst aktiv daran beteiligen.

Voraussetzung dafür ist aber, dass wir eine solche Entwicklung fördern und uns bemühen, die Jugend frühzeitig mit den ideellen Zielen der Genossenschaftsbewegung vertraut zu machen. Dazu dürfte sich der Internationale Genossenschaftstag ganz besonders eignen, und es werden sich auch ältere Genossenschaftler finden, welche die richtigen Worte an die Jugend zu sprechen wissen.

Der Wille, durch genossenschaftliche Selbsthilfe, Solidarität und Zusammenarbeit das Erreichte zu erhalten und die Zukunft für uns und unsere Mitmenschen mitzugestalten, ist eine Aufgabe, für welche viele junge Menschen das notwendige Verständnis aufbringen werden. Wir hoffen, dass der Internationale Genossenschaftstag dazu beiträgt, dass man sich vermehrt mit diesem für die zukünftige Entwicklung der Genossenschaftsbewegung wichtigen Problem befassen wird.

kz



Barbara:

Schulnot im Wohlstandsstaat

Alfred A. Häslar hat ein Buch über die Schulnot im Wohlstandsstaat geschrieben. In der Zeitschrift «Ex Libris» hat der Autor eine längere Abhandlung veröffentlicht, die dem gleichen Fragenkomplex gewidmet ist. Diese habe ich gelesen, und da heute viel Kritik – berechnete und unberechnete – an der Schule geübt wird, mag es von allgemeinem Interesse sein, einige Gedanken daraus unter die Lupe zu nehmen. Ab und zu können wir in der Zeitung lesen, dass von einem Volkseinkommen von über 50 Milliarden Franken Bund, Kantone und Gemeinden jährlich mehr als 2 Milliarden für

Unterricht und Erziehung ausgeben. Ungezählte Millionen sind in den letzten Jahrzehnten für moderne Schulhäuser aufgewendet worden. Deren Kosten sind in den zwei Milliarden nicht enthalten. Während die einen die Klage führen, der Staat tue zu wenig für die Schulung der heranwachsenden Generation, andere kritisieren, die modernen Schulhäuser seien zu luxuriös, greift Häslar die Schule grundsätzlich an: ... «Was tut die Schule für die wirkliche Menschenbildung? Für die Entdeckung und Förderung aller Kräfte im Menschen, nicht nur der ‚nützlichen‘ und wirtschaftlich verwertbaren? Für das Verstehen unserer kompliziert gewordenen Welt, in der traditionelle Werte erschüttert und neue noch nicht gefunden sind? Für die Erziehung zur Güte, Toleranz, tätigen Hilfsbereitschaft? Zum Verstehen und Achten des andern?»

Nein, es ist nicht alles in Ordnung mit unserer Schule. Über dem Materiellen haben wir das Ideelle, über der Tüchtigkeit den Menschen vergessen. Zehntausende von Kindern sind in unseren Schulen unglücklich, werden von Ängsten geplagt, abgestumpft statt aufgeweckt. (Frage: War das früher besser? Die Verf.) Zehntausende haben schlechte Startbedingungen. (Kann die Schule etwas dafür? Die Verf.) Wertvolle künstlerische, geistige, körperliche Anlagen verkümmern oder werden vergewaltigt, weil das Schulziel allen schönen Reden zum Trotz immer noch allzusehr auf den Tanz ums goldene Kalb gerichtet ist, statt auf die Menschwerdung des Menschen. Das ist die Schulnot im Wohlstandsstatt. Sie ist grösser als wir meinen.» ...

Häslar ist, wie daraus hervorgeht, mit dem Ziel das sich die Schule gesetzt hat, nicht einverstanden, und er glaubt, dass sie ihre Aufgabe ungenügend erfülle, weil sie zu sehr auf die Förderung «nützlicher» Fähigkeiten eingestellt sei. Stellen wir uns vorerst nüchtern die Frage: Wozu schicken wir unsere Kinder zur Schule? Was erwarten wir von ihr? Der Staat zwingt uns, sie zur Schule zu schicken, weil sie nur dort das lernen können, was sie benötigen, um später ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Die Familie kann das nicht mehr. Gegen die Worte «nützlich» und «Tüchtigkeit» hegt Häslar eine gewisse Abneigung. Ich nicht. Bei ihm sind diese Begriffe gekoppelt mit bloss materiellem Nutzen, bei mir mit dem Respekt vor der tadellosen Leistung, auf die wir täglich angewiesen sind. Die Schule hat der Vorbereitung auf das spätere Leben zu dienen, der Vorbereitung auf die Eingliederung in eine komplizierte Gesellschaft, in den Staat und in eine Wirtschaft, die auf Arbeitsteilung und Spezialisierung beruht. Sie ist in erster Linie eine Stätte der Wissensvermittlung und der Aneignung von Fertigkeiten, die dem Alter und den Fähigkeiten gemäss zu erfolgen hat. Ob das übermittelte Wissen immer dem entspricht, was ein junger Mensch in unserer Zeit wissen sollte, steht auf einem andern Blatt. Ich glaube es nicht, was jedoch nichts daran ändert, dass die Schule dazu da ist, den Schülern Kenntnisse beizubringen. Nicht nur Häslar, sondern auch viele andere beanstanden die «Intelktualisierung» der Schule, womit sie wahrscheinlich die Vernachlässigung der musischen und Gemütskräfte meinen. Sie beziehen sich dabei auf einen Ausspruch Pestalozzis: «Ich sage euch, dass die blosser Bildung des Verstandes, abgesondert von der Entwicklung der moralischen Kräfte des Menschen, nur ein Irrweg ist, der den Ruin der Gesamtheit der menschlichen Kräfte nach sich ziehen muss.» Wer die Schule in ihrer Vielgestaltigkeit näher kennt, weiss, dass man sehr bemüht ist, alle positiven Kräfte des Menschen zu fördern und keine Rede davon sein kann, dass sie sich ausschliesslich darauf beschränkt, den Verstand, das logische Denken zu entwickeln. Nicht einmal am Gymnasium ist dies der Fall. Und ein Menschenkenner und Pädagoge sollte in einem gewissen Alter wissen: Man kann Anstand und Moral wohl predigen und vorleben, durch Strafe erzwingen, man hat aber keine Gewähr dafür, dass selbst das beste Beispiel, der Appell an den Anstand, an das Gerechtigkeitsgefühl, an das Gewissen und Strafen einen nachhal-

tigen Eindruck hinterlassen. Moral und Herzensbildung kann man nicht kontrollieren wie Rechnungsaufgaben. Man kann Schüler zu sorgfältigem, gewissenhaften Arbeiten anhalten, sie dazu ermuntern, sich Mühe zu geben und eine gute Leistung zu bringen, sich in die Klasse einzuordnen, Rücksicht walten zu lassen, schwächere Mitschüler nicht auszulachen und anderes mehr, aber eine absolute Gewähr dafür, dass das auf die Länge «battet», hat man nicht. Ich erinnere an das Gleichnis vom Sämann. Guter Samen kann auf steinigem Boden fallen. Das gehört zur Problematik des Erziehers und Lehrers.

Die Schule verrichtet eine Menge auf erzieherischem Gebiet: Sie erzieht zur Pünktlichkeit, zur Ordnung, zur Disziplin, zur Gewissenhaftigkeit, zur Verträglichkeit und ergänzt damit die häusliche Erziehung, die oft genug auf dem Sektor etwas mangelhaft ist, weil die Eltern nicht mehr genügend Autorität über ihre Kinder haben. Dass Zehntausende von Kindern in der Schule leiden und immer schon gelitten haben – man denke an die Prügelmethode früherer Zeiten –, ist erwiesen, und zwar leiden sie aus verschiedenen Gründen: Sie empfinden die Schule als Freiheitsbeschränkung, sie haben keine Freude am Lernen, sie sind falsch eingeschult und werden dauernd über- oder unterfordert, sie leiden unter einem falschen Ehrgeiz ihrer Eltern, die eine schulische Leistung aus ihnen herauspressen wollen, die ihre Fähigkeiten übersteigt, unter uninteressierten, egoistischen Eltern, die möglichst kein Opfer für eine bessere Schulbildung und für die Berufsausbildung bringen wollen, und sie leiden unter unvernünftigen, unverständigen, untüchtigen und langweiligen Lehrkräften. Auch das gibt es. Das weiss Häslar selbstverständlich auch. Es ist ein Jammer, dass man kein noch so richtiges Postulat aufstellen kann, nämlich die schulische Förderung begabter Schüler aus sämtlichen Bevölkerungsschichten, ohne neues Leiden zu erzeugen, aber er irrt sich, wenn er behauptet, Kinder, die sich nicht für die Mittelschule eignen, zählen nicht mehr. Noch keine Zeit hat derartige Anstrengungen unternommen, aus jedem Kind herauszuholen, was an Fähigkeiten in ihm steckt, um es für das Leben und eine Erwerbstätigkeit fit zu machen.

Häslar neigt dazu, dieses Ziel der Erziehung und Schulung als etwas minderwertig anzusehen und spricht vom Tanz ums goldene Kalb. Der Tanz ums goldene Kalb stammt aus der Bibel, aus einer Zeit, in der die Menschen keine Schule besuchten, wenig Kenntnisse besaßen und in primitiven Verhältnissen lebten. Er ist ein zeitloses Phänomen und hat keinen Zusammenhang mit unseren Lehrplänen und unseren Bestrebungen, unseren Kindern kraft einer guten Schulbildung und Berufsausbildung ein gutes Auskommen zu sichern.

Dass die Eltern schwer darunter leiden, kommen ihre Kinder oder ein Kind in der Schule nicht recht mit, dass sie es als Tragödie erleben, wenn es nicht für die Sekundarschule oder das Gymnasium reicht, ist mir bekannt. Dass indessen der Besuch der Mittelschule des Töchterchens oder des Sohnes und die Automarke den gesellschaftlichen Rang der Familie bestimmen, ein Klasedenken, das dem Rassedenken bedenklich nahekommt, wie Häslar sagt, trifft nicht zu. Der Status der Familie wird durch die berufliche Position des Ehemannes bestimmt, kaum durch die Schultyp der Kinder und die Automarke. Dieser Tage hat mir ein sehr intelligenter, gebildeter und charakterlich hochstehender Mann so nebenbei eröffnet, seine eine Tochter habe bei der Aufnahmeprüfung in eine höhere Schule versagt. Drei von seinen vier Kindern haben Mühe in der Schule. Er ist zu klug und überlegen, als dass er über die Schule und die Lehrer schimpfe, wie es sonst bei solchen Begebenheiten gang und gäbe ist. Er bemüht sich, sein Geschick mit Würde zu tragen, aber ich bin überzeugt davon, dass er im tiefsten Grunde seiner Seele darunter leidet, Kinder zu haben, die weniger intelligent sind als er, was empfindbar ist. Sein Ansehen wird dadurch indessen nicht im geringsten beeinträchtigt. Er bleibt, wer er ist. So ist es dann auch wieder nicht.

Zwei Briefe an «das Wohnen»: Nicht einverstanden mit Barbara

Mit Interesse lesen wir immer in Ihrer Zeitschrift die Einsendungen von Frau Barbara. Was sie aber im Heft Nr. 5 schreibt, geht absolut über mein Verständnis. Dass es Eltern schon im «mittleren Alter» fast als ein Greuel, zum mindesten als Belastung empfinden, wenn ihre verheirateten Kinder mit ihren Familien auf Besuch kommen?

Mein Mann und ich zählen zwischen 70 und 80 Jahren, und es gibt heute noch kaum ein schöneres Geschenk für uns als ein Zusammensein mit einem unserer 5 «Kinder» mit Familie. Es kommt auch vor, dass 2 oder 3 zufällig bei uns zusammentreffen, und das ist uns eine besondere Freude, weil so auch die Söhne unter sich den Kontakt nicht verlieren. Ohne besondere Zärtlichkeitsbezeugungen haben wir einfach immer noch das Bedürfnis, die Familienzusammengehörigkeit zu pflegen.

Bis vor ein paar Jahren, da wir das Einfamilienhaus einer Genossenschaft aufgeben und in eine Wohnung der gleichen Genossenschaft ziehen mussten, konnten wir diese Zusammengehörigkeit noch viel besser pflegen. Aber auch jetzt ist es uns immer ein freudiges Erlebnis, mit einem unserer Söhne mit Familie zusammenzusein. Auch die Enkel sind uns immer willkommen. Von den 12 Grosskindern sind alle schon für kurze oder längere Zeit unsere Gäste gewesen. Ist es denn nicht ein schönes Erleben, wenn die «Kinder» immer wieder gern ins Elternhaus kommen? Uns ist das geradezu ein Lebensbedürfnis in unsern alten Tagen.

Wir bedauern, dass eine solche Einstellung wie sie in dem genannten Artikel zum Ausdruck kommt, in Ihrer von uns hochgeschätzten Publikation erscheinen musste.

E. und M. B.

Liebe Barbara, kommt «das Wohnen» ins Haus, bin ich immer gespannt, mit welchem Thema Sie die Leser diesmal wohl wieder «guslen». Meistens freue ich mich, wie Sie es dem und jenem «geben», manchmal bin ich auch anderer Meinung. Aber ich glaube, so komplett anders «geschaltet» als Sie war ich doch noch nie wie in Ihrem letzten Artikel «Über den Umgang mit älteren und verheirateten Nachkommen».

Glauben Sie nicht auch, dass diese Mütter, die da über zu viel Besuch und Belastung durch ihre Nachkommenschaft jammern, ein bitzeli falsch gewickelt sind? Hätten sie nämlich ihre Kinder in früheren Jahren weniger verwöhnt und sie zum Mithelfen und zur Selbständigkeit und Rücksichtnahme erzogen, so müssten sie jetzt kein Lamento machen, dass sie sie Sonntag für Sonntag auf der Haube haben, sondern würden sich freuen, dass die Jungen noch gerne nach Hause kommen. Ich kann mir gut vorstellen, wie diese Mütter jahrzehntelang die perfekte, tüchtige Hausfrau spielten, sich kaum etwas helfen und abnehmen liessen, geschweige denn, dass sie den Kindern die Küche zu selbständigem Schalten und Walten überliessen. Sie wollten – zugegeben, vielleicht unbewusst – die notabene unübertreffliche und unentbehrliche Seele des Hauses sein. Was wundert es uns dann, wenn sich die Jungen daran gewöhnten, gehegt und gepflegt zu werden, und sie nun annehmen, es sei für immer das grösste Glück der Mutter, für sie zu kochen und zu braten?

Warum machen sich diese armen Frauen nicht einen Wochentag zum ganz persönlichen Sonntag? Wenn sie in der Woche nur noch für ihren Eheliebsten zu sorgen haben, so bleibt ihnen doch sicher etwas Zeit für sich selber. Oder sind sie etwa so festgefahren in ihrem Tramp – Montag aufräumen, Dienstag waschen, Mittwoch glätten, Donnerstag flicken, Freitag waschen, Samstag poschten –, dass sie sich nicht mehr umstellen können?

Andererseits glaube ich, dass sie genau so jammern würden, liesse die Jungmannschaft sich nicht blicken. Dann hiesse es: «Jahrelang haben wir uns aufgeopfert und geschuftet und waren immer für die Kinder da, und jetzt, wo wir mehr Zeit hätten, lassen sie sich nicht mehr blicken! Das ist der Dank für all die Mühen!»

An dem ganzen Gejammer sind meines Erachtens zum Teil die vielen Heftli schuld, die den Frauen immer wieder vorbeten, was für Arme sie seien: ohne Rechte, ohne Anerkennung, immer ausgebeutet, keine Zeit für persönliche Entfaltung und wie die Sprüche alle heissen.

Einverstanden, nur finde ich, der Haken liege bei den Frauen selber, die da meinen, ihre Lieben müssten ihnen das alles auf dem Servierbrett bringen, wo doch weitgehend sie es selber in der Hand haben (sollten), ihren Läbtig mit allem Drum und Dran so zu steuern, dass sie nicht überfahren werden. Aber damit sollte man schon in jungen Ehejahren beginnen, denn man kann nicht plötzlich nach 30 Jahren erklären: «Ich will nicht mehr!» Damit brüskiert man wirklich die so «Treuen». Mit Takt, Humor und etwas Phantasie wäre wohl manche verfahrenere Situation schon noch zu retten; die Frage ist nur, ob sich diese Frauen und Mütter nicht etwa ganz wohl fühlen in ihrem Selbstmitleid!

Nüt für ungut und herzliche Grüsse

Ihre Ihnen nicht ganz unbekanntes Susanna



FRANZ CARL WEBER

Jubiläum: 40 Jahre Baugenossenschaft der Strassenbahner Zürich

Wie manche andere Baugenossenschaft auf dem Gebiet der Stadt Zürich wurde Mitte der zwanziger Jahre auch die Baugenossenschaft der Strassenbahner ins Leben gerufen. Der Vorstand beschloss daher, die Feier des 40jährigen Bestehens in Verbindung mit der ordentlichen Generalversammlung in einem erweiterten Rahmen durchzuführen.

Im Limmathaus versammelten sich am 21. April 407 stimmberechtigte Genossenschafter mit über 300 weiteren Angehörigen zur Generalversammlung. Präsident Adolf Häusler, welcher seit 1954 die Leitung der sich in den letzten Jahren sehr stark entwickelnden Baugenossenschaft innehat, konnte als Gast Emil Stutz, den Präsidenten der Sektion Zürich des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen, begrüßen. Der gedruckt vorliegende Jahresbericht des abgelaufenen Jahres wurde mit einer Chronik der letzten 40 Jahre ergänzt, um auch den in den letzten Jahren hinzugekommenen Genossenschaf tern einen Einblick in die viestaltige Entwicklungsgeschichte vor und nach dem Zweiten Weltkrieg zu geben. In sieben Wohnkolonien umfasst die Baugenossenschaft der Strassenbahner heute 88 Häuser mit 635 Wohnungen, nämlich

im Guggach	167 Wohnungen
in Oerlikon	36 Wohnungen
im Entlisberg	105 Wohnungen
an der Hohlstrasse	96 Wohnungen
in der Burgwies	76 Wohnungen
am Luggweg	128 Wohnungen
im Albishof	27 Wohnungen

sowie ein Büro- und Sitzungszimmer für die Verwaltung, zwei Ladenlokale, zwei städtische Kindergärten und 46 Garagen. Bereits reifen weitere Projekte, unter anderem eine kleine Alterssiedlung mit 15 Wohnungen im Entlisberg und Garagebauten in der gleichen Kolonie und im Guggach.

Die Jahres- und Kassaberichte pro 1966 und die üblichen Traktanden gaben zu keinen grossen Diskussionen Anlass. Ergänzend zum Jahresbericht würdigte Präsident Adolf Häusler die grossen Verdienste des bisherigen Verwalters Robert Bernasconi, der auf Jahresende infolge Erreichens der Altersgrenze – alle Angestellten sind seit 1962 dem Personalrecht und der Besoldungsverordnung der Stadt Zürich unterstellt – aus dem Dienst der Baugenossenschaft ausschied. Während 35 Jahren, von 1932 bis 1959 in nebenamtlicher Funktion, später hauptamtlich, hat Robert Bernasconi für die Baugenossenschaft der Strassenbahner seine Kraft eingesetzt. Die Entwicklung in all den Jahren und die Erstellung neuer Wohngelegenheiten ist nicht zuletzt seiner Initiative zuzuschreiben, und manche der Anwesenden dürften sich bei den Ausführungen des Präsidenten Gedanken gemacht haben, dass sie Robert Bernasconi zu grossem Dank verpflichtet sind. Als äussere Zeichen der Anerkennung wurden ihm von Verwaltung, Vorstandskollegen und den Angestellten Geschenke überreicht, die ihn sichtlich bewegten. Aber auch noch einige weitere verdiente Funktionäre konnten geehrt werden, nämlich Fridolin Jakob, der seit 27 Jahren die Geschicke der Kolonie Entlisberg leitet, Carl Göppel, welcher seit 23 Jahren umsichtiger Kolonieleiter an der Hohlstrasse ist, und der städtische Vertreter Max Düнки, der seit 16 Jahren dem Vorstand angehört. Der Präsident dankte allen diesen Geehrten für ihre grosse Hingabe in ihrer Arbeit für die Baugenossenschaft. Selbstverständlich wäre aber diese Ehrung nicht vollständig gewesen, wenn nicht auch dem Präsidenten, auf dessen Initiative doch viele Bauvorhaben zurückzuführen sind, für seine langjährige fruchtbare Tätigkeit gedankt worden wäre. Der neue Verwalter Emil Götte, der sich dabei erstmals einem grösseren Forum vorstellte, übernahm diese

Aufgabe und überreichte auch ihm als Zeichen der Anerkennung ein grosses Blumenarrangement.

Im letzten Teil der Generalversammlung verabschiedete sich Robert Bernasconi mit einem Rückblick auf seine langjährige Tätigkeit zuerst als Aktuar, dann als Kassier und schliesslich als vollamtlicher Verwalter. An einigen Beispielen zeigte er, wie schwer manchmal ein Entscheid des Vorstandes zu treffen war. Manchmal steht ein Genossenschaftsvorstand wirklich vor Problemen, die in ihrer ganzen Auswirkung nicht zum voraus übersehen werden können. Grosser Beifall zeigte dem Scheidenden an, wie beliebt er in den Reihen der Mitgliedschaft gewesen war.

Anschliessend an die flott verlaufene Versammlung, der auch einige der heute noch lebenden 14 Gründermitglieder bewohnten, schritt man zum gemütlichen Teil. Die Unterhaltungskapelle VBZ unterhielt die Anwesenden mit einigen flotten Weisen. Ein Imbiss und ein Schöppllein Wein hob die Stimmung sichtlich, Tanzmusik und Kabaretteinlagen taten das ihre, so dass erst zu Beginn der dritten Morgenstunde die letzten Gäste in aufgeräumter Stimmung ihren genossenschaftlichen Heimstätten zustrebten.

K. B.

Eine Ausstellung von Freizeitarbeiten

In der Familienheimgenossenschaft Zürich (FGZ) war in den ersten Maitagen eine Ausstellung von Freizeitarbeiten zu sehen. Eingerichtet im Saal des Tea-Rooms «Schweigerhof» im Zentrum der Genossenschaft, erfreute sie sich einer grossen Zahl von Besuchern. Bei der Eröffnung, zu der auch Vertreter von Behörden und Presse geladen waren, wies der Präsident der Familienheimgenossenschaft, Stadtrat A. Maurer, darauf hin, wie von Anfang an, das heisst vor mehr als vier Jahrzehnten, der Gedanke der Zusammengehörigkeit in der FGZ lebendig war und wie aus diesem Geist heraus bald einmal das Genossenschaftshaus mit Gemeindestube, Lesezimmer und kleinem Versammlungssaal gebaut wurde. Die Gemeindestubenkommission wurde eingesetzt mit dem Auftrag, die Impulse, die die gute Nachbarschaft tragen, wachzuhalten und zu fördern. Das geschah durch ein vielfältiges Programm von Veranstaltungen. Die Aufgabe der Gemeindestubenkommission hat mit dem Anwachsen der Genossenschaft an Bedeutung zugenommen. Heute, da die FGZ in ihren über 1800 Wohnungen den Hauptteil der Einwohner des Quartiers Friesenberg beherbergt und nicht mehr jeder jeden Genossenschafter kennt, betreut sie gut ausgestattete Räume, die den Mietern für die Beschäftigung in der Freizeit zur Verfügung stehen. Es sind dies zwei Bastelräume, eine Werkstatt mit Hobelbänken und Werkzeug, eine Webstube mit zwei Webstühlen, ein Photolabor. Wer es wünscht, kann sich in Kursen in verschiedenen Tätigkeiten anleiten lassen (Schreinern, Schnitzen, Gitarrenbau, Porzellanmalen, Modellieren, Mosaikherstellung, Sticken). Die Kurse werden zum grossen Teil durch das Zürcher Jugendhaus, und zwar ohne Beschränkung des Alters gegen oben, geführt.

Die Ausstellung gab jedermann, der eine eigene Leistung zu zeigen hatte, Gelegenheit, mitzumachen. So kam eine bunte Parade der lebenswürdigen Steckenpferde zustande. Schon beim Eintritt fiel die Verschiedenheit des Geschaffenen auf: eine Blumenkrippe aus rohen Stämmen mit einem Strohhäus als Futterplatz für den Garten, daneben ein elegantes Kajak in Weiss. Auf der Bühne hatte man einen Handwebstuhl aufgebaut, an dem eine Urform menschlicher Tätigkeit anschaulich gemacht wurde. Im Saal breiteten sich auf Tischen und an Wänden all die Dinge aus, deren jedes mit innerer Beteiligung entstanden ist: Möbel für Küche und Wohnstube, eine Fülle der verschiedensten Gewebe, Stickereien, bemaltes Porzellan, modellierte und geschnitzte Gefässe und

Figuren, Bilder in Öl, Aquarell und Mosaik. Eine Abteilung belegte die Leistungen der Photogruppe. Es fehlten nicht Modelle von Flugzeug, Eisenbahn und Schiff und eine Ecke mit Kasperlfiguren und reich ausgestatteten Puppenstuben. Manch ein Stück verriet geübtes Formempfinden, so jene fein geschnitzten Krippenfiguren, ein farbig glasierter Pfau, in Ton modelliert, oder die Malerei eines grossen Bauernschrankes. Manches erregte nicht nur Bewunderung, sondern Staunen. Das ist gewiss von einer Hausorgel zu sagen, die aus begreiflichen Gründen zwar nur durch eine bescheidene Photographie an der Ausstellung vertreten war, im übrigen aber über tausend Pfeifen aufweist und den Ersteller (nicht etwa Orgelbauer von Beruf) während zehn Jahren in der Freizeit beschäftigt hat. Der gute Eindruck, den die Ausstellung als Ganzes vermittelte, wurde noch erhöht durch ansprechende Aufmachung und einen reichen Blumenschmuck. ck



Fenster

VORTEILHAFT DURCH

FENSTERFABRIK ALBISRIEDEN AG, 8047 ZÜRICH
 FELLEBERGWEG 15 TELEPHON 52 11 45



Der formvollendete



- Warmluft-Wäschetrockner
- Wäschehängegalerie
- Klammernhalter

Geräuscharm, vollautomatisch, sparsam im Gebrauch
 Automatische Abluft

In- und Auslandspatente, internationaler Modellschutz
 Schweizer Fabrikat

B. Dall'O + Co. Elektr. Heizungen und Apparate
 Lessingstr. 7/9 . 8002 Zürich . Telefon 051 23 35 88

Der ideale Wäschetrockner für Wohnblocks, Kinderheime, Hotels, Einfamilienhäuser usw.

- Kein Faserverlust
- Kein Zerkrümmen
- Kein Staubaufwirbeln

Die vollautomatische Arbeitsweise macht den Bedaco-Wäschetrockner zum unentbehrlichen Helfer im modernen Haushalt. Für weitere technische Angaben stehen wir jederzeit gerne zur Verfügung.

Anschlussmöglichkeiten:
 Elektrisch 7,5 und 10 kW
 Zentralheizung 90/70° C
 Speisewasser 70/60° C
 Kombiniert Elektrisch/Wasser
 Gas (Stadt-, Erd- und Propangas)
Geprüft:
 SEV
 Wasserversorgung der Stadt Zürich
 Schweizerischer Verein von Gas- und Wasserfachmännern
 Geprüft und empfohlen

60% Raumeinsparung

